

sen eingezogen waren. Als meine Schwester nach einigen Monaten das Grab aufsuchte, war es aufgewühlt. Der Sargdeckel war verschwunden. Sie mußte Sarg und Grab neu schließen lassen. Mein Schwiegervater starb auf der Landstraße vor Görlitz. Er mußte sofort neben der Straße beerdigt werden. Andere Verwandte wurden aus dem fahrenden Zug geworfen und erlitten dabei den Tod. Nur eine Tante blieb am Leben.

Grade bei dem Zusammenbruch konnten wir es aufs neue in besonders deutlicher Weise erleben, was über dem Altar unserer Kirche stand: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren gehen. Uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft.“ Bei meinem letzten Gottesdienst in unserem Wohlauer Gotteshaus konnte ich über dasselbe Wort sprechen, über das ich genau 15 Jahre vorher meine Antrittspredigt gehalten hatte: „Gott, der da hieß, das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.“ 2. Kor. 4.6. Der Räumungsbefehl war bereits ergangen. Nur noch wenige Gemeindeglieder konnten am Gottesdienst teilnehmen. Die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi hat uns die ganze Zeit, der wir entgegengingen, geleitet. Der helle Schein dieser Erleuchtung soll bleiben bis in die Ewigkeit.

Was ein Ostpfarrer alles erleben kann

Mitte Februar 1945, nach der Panzerschlacht bei Hohenfriedeberg und dem Durchbruch der Russen bei Lauban, erging an die Bevölkerung der bisher vom Kriege verschont gebliebenen Gebiete der Befehl, die Heimat bis zum 28. 2. 1945 zu verlassen. Der Nachrichtendienst der Kirche hatte in dieser Zeit gänzlich aufgehört. Die letzte telefonische Weisung des Superintendentenvertreters lautete: „Die Befugnisse des EOK gehen auf die Konsistorien, die der Konsistorien auf die Superintendenten, die der Superintendenten auf die Pfarrer über.“ Somit *war jeder Pfarrer auf sich selbst gestellt und mußte nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden*, wie er in der völlig unübersichtlichen Lage handeln sollte. Für die Evakuierung der Bevölkerung wurden inzwischen Züge bereitgestellt, der große Treck fand in den Gebirgskreisen seine Fortsetzung. Die Männer blieben beim Volkssturm, von dem die Pastoren wegen Wehrunwürdigkeit ausgeschlossen wurden. Die Parteileitung stellte den Pfarrern die Abreisebescheinigungen zur Verfügung. In dieser Situation kamen der an der gleichen Kirche in Schmiedeberg amtierende Amtsbruder Bittermann und ich nach eingehender Beratung zu dem Entschluß, daß er bei dem in der Heimat zurückbleibenden Teile verweilen, während ich mich mit Rücksicht auf die kleinen Kinder den die Heimat verlassenden Gemeindegliedern anschließen solle. —

Mit dem letzten für die Evakuierung bereitgestellten Zuge am 1. 3. 45 verließ ich so mit großen Teilen der Gemeinde die Gebirgsheimat. Durchs Hirschberger Tal ging es hinauf nach Polaun/Sudetengau. Mit Wehmut im Herzen warfen wir einen letzten Blick auf die Berge, die sich im schönsten Winterkleide zeigten. Die Stimmung war sehr gedrückt. Es entbehrte aber nicht eines gewissen Humores, wenn die Kinder beim Verlassen der Heimat ihre Mütter wiederholt fragten, ob sie die Hitlerbilder auch verbrannt hätten. Hier offenbarte sich die wahre Einstellung des Volkes. — Von Polaun ging es weiter mit dem Bus nach Gablonz, wo die große Flüchtlingschar für 2 Nächte ins Quartier gehen mußte. Im längst überfüllten Hause des *Kirchenpräsidenten D. Wehrenpffennig* fand ich mit meiner Familie ein Unterkommen. Die Partei wollte dem Repräsentanten der ev. Kirche im Sudetengau und in Böhmen/Mähren und seiner schwer kranken Gattin noch einmal ihre Macht zeigen. Das Amtszimmer, das bisher bischöflichen Zwecken diente, war jetzt Dienstzimmer für 4—5 Beamte, Schlafzimmer, Trockenraum für Windeln und Kinderwäsche. Dazu gab es weder Kohle noch Gas. — In den Morgenstunden des 3. 3. ging es weiter in Richtung Reichenberg, wo mehrere Züge für den Abtransport der Flüchtlinge bereitstanden. Diese Züge, ein Abbild des geschlagenen Vaterlandes, bestanden aus alten polnischen Personenwagen ohne Fensterscheiben und ohne Heizung. In beißender Kälte fuhren wir in die Nacht hinein, über Turnau nach Prag. In Turnau sollten die Kinder warme Milch bekommen. Ehe die Helferinnen die Austeilung vornehmen konnten, gab der tschechische Aufsichtsbeamte das Abfahrtszeichen. Mit den wenigen vorhandenen Decken versuchten wir der durch die scheibenlosen Fenster hereindringenden Kälte Herr zu werden. Am Sonntag, 4. 3. erreichten wir *Prag*. Der Bahnhof der goldenen Stadt zeigte ein Gesicht, das wir bisher nicht kannten. Die Toiletten, völlig verdreht, waren unbenutzbar. Alle Grenzen von Scham und Moral waren dahin. Jeder verrichtete, wo er ging und stand, seine Notdurft. Ein schlimmeres Bild bot sich uns nur noch in Pilsen. — Die Kälte der Nacht hatte inzwischen ihr Opfer gefordert. 2 kleine Kinder brachte man tot aus dem Zug ins Zimmer der Bahnhofsärztin, die ratlos vor den kleinen Leichen stand. Was wir bisher als Zuschauer bei den nach Westen ziehenden Bauerntrecks erlebt hatten, war nun unser eigenes Schicksal. Fliegeralarm machte diesem grausigen Bilde ein Ende. Der Zug wurde in einen Tunnel geschoben. Nach der Entwarnung ging es weiter nach *Pilsen*, dessen Bahnhof schlimmer als der Prager Bahnhof aussah. Dort begegneten wir einem Zug mit Soldaten eines Magenbataillons aus Freiwaldau, die auf den Abtransport nach Norwegen warteten. Da es Schlesier waren, fanden wir manchen Bekannten darunter. Das Fragen nach dem Schicksal von Weib und Kindern wurde unter ihnen immer größer und bitterer. Im Gedenken an die eigenen Lieben versorgten sie die hungernden und frierenden Kinder mit ihren Rationen. Nach Einbruch der Dunkelheit ging es weiter

in Richtung Marienbad. *Tachau* sollte das Endziel sein, das wir erst am Morgen erreichten. Kurz nach dem Eintreffen gab es Tieffliegeralarm. Niemand kümmerte sich um den Flüchtlingszug. *Tachau* hatte wenige Tage vorher einen Bombenangriff erlebt. Die Verantwortlichen saßen im sicheren Bunker. Erst gegen Mittag erschien eine Frauenschaftsleiterin, die uns erklärte, daß *Tachau* uns nicht aufnehmen könne, wir vielmehr nach *Passau* in Bayern sollten. Da es keine Verpflegung gab, mußten wir zusehen, daß wir in der Stadt etwas ergattern konnten. Wir fanden auf dem Bahnhof einen Stapel Bretter und konnten endlich daran gehen, die Fenster dicht zu machen. Von da ab fuhren wir in völliger Dunkelheit weiter. Wieder ging es in Richtung *Pilsen*, das wir am 6. 3. morgens erreichten, bis nach *Janowice*, einem stocktschechischen Dorf, wo man uns die Lokomotive ausspannte. Das ging nicht nur uns so. Auf dem Bahnhof standen Gleis bei Gleis Flüchtlingszüge ohne Lok. Auch hier keinerlei Möglichkeit, etwas Milch für die vielen Kinder zu kaufen. Der Transportleiter, des Tschechischen kundig, machte sich auf dem Weg und kam am späten Abend mit einer großen Milchkanne wieder. Auf einer inzwischen eingetroffenen Lok wurde den Kindern etwas Warmes gekocht, die Windeln im schmutzigen aber heißen Lokwasser gewaschen. Wieviel Kinder haben sich an diesem Tage einen Knacks fürs Leben weggeholt! In der Dunkelheit ging es weiter in Richtung *Böhmerwald*. *Neuschnee* fiel! Bei *Böhmisch/Bayrisch-Eisenstein* fuhren wir über die Grenze. In Regen bekamen wir beim Anblick eines total zerschossenen *Rheingoldzuges* den ersten Eindruck des im Westen tobenden Krieges. Über *Regensburg* und *Plattling* ging es nach *Passau*, das wir gegen Mittag erreichten, wo uns der Reichtum des Landes in Gestalt einer in der ganzen Kriegszeit nicht gekannten Verpflegung entgegentrat. Unterwegs mußte wieder die Leiche eines Kindes ausgeladen werden, das den Strapazen und der Kälte erlegen war, und das unter Formen, über die man besser schweigt. In *Passau*, das wiederholt bombardiert worden war, war keine Lokomotive für den Weitertransport vorhanden. Nach 18 Uhr erst ging es weiter. Die Braunkohlenfeuerung der Lokomotive machte sich sehr bemerkbar. Gegen 10 Uhr erreichten wir das kleine Dorf *Bad Höhenstadt*, von dem wir uns wegen des Namens mancherlei falsche Vorstellungen machten, das nachher der Mittelpunkt meiner Tätigkeit in der *Diaspora* des *Inntales* werden sollte. Ein Einödshof, weit ab vom Dorf, sollte unsere Bleibe werden. Der uns zur Verfügung gestellte Raum war aber mehr als unzulänglich: eine Dachkammer mit 3 Betten ohne Licht, Heizung und Bettwäsche, völlig verdreckt. Dazu zwei kranke, fiebernde Kinder. Unter diesen Umständen wandte ich mich an die in der Umgebung wohnenden einheimischen Amtsbrüder. Man konnte mir nicht helfen, gab mir aber den Rat, mich an den katholischen Pfarrer des Ortes und an das benachbarte *Maristen-Kloster* zu wenden. Dieser Rat erschien mir, der ich ja daheim einige Zeit in der *Diaspora* des *Neißer* wie des *Glatzer Landes*

tätig gewesen war, recht merkwürdig; kannten wir doch in unserer Diaspora ein solches Verhältnis der katholischen Kirche zu uns nicht. So machte ich mich auf den Weg zum *kath. Ortspfarrer* und traf einen freundlichen älteren Herrn, der mir zwar auch nicht helfen konnte, weil sein Haus längst belegt war, der mich aber aufforderte, ev. Gottesdienst für die mancherlei Flüchtlinge in der Umgebung in seiner Kirche zu halten. Diese Aufforderung war mir in den Tagen, da ich mich wegen der äußeren familiären Sorgen gar nicht um eine künftige Tätigkeit kümmern konnte, ein Wink Gottes. Ich versprach, nach Regelung der familiären Dinge darauf zurückzukommen. So begab ich mich ins Kloster nach Fürstzell, wo mich ein westfälischer Pater empfing, dem ich hernach freundschaftlich verbunden blieb. Durch seine Vermittlung konnte ich die schwer erkrankten Kinder von 2½ Jahren und 5 Monaten im überbelegten kath. Krankenhaus unterbringen. Und dann erschien der Bürgermeister des Ortes, der von der schlechten Unterbringung gehört hatte, und stellte fest, daß man uns in der schlechtesten Knechtskammer, und nicht in den für uns bereitgestellten Zimmern untergebracht hatte. Er stellte uns 2 freundliche Zimmer im Hause der einzigen ev. Frau des Ortes zur Verfügung, für meine Familie einschließlich Mutter und Schwester, ganz in der Nähe des Bahnhofes, was für meine spätere Tätigkeit von Wichtigkeit war. —

Inzwischen hatte es sich herumgesprochen, daß ein ev. Pfarrer in dem kath. Lande eingetroffen war. Die Flüchtlinge der umliegenden Dörfer suchten mich auf, die Beerdigung ihrer Toten und die Taufe ihrer Kinder zu übernehmen. *So hatte ich eine Gemeinde ohne jeglichen dienstlichen Auftrag.* Am Karfreitag hielt ich den ersten Gottesdienst in der kath. Kirche zu Bad Höhenstadt, zu dem die einzige ev. einheimische Frau in feiner Weise eingeladen hatte. Von weither kamen die Gottesdienstbesucher, oft hatten sie über 1 Stunde Fußweg zurückzulegen. Pfälzer, Saarländer, Siebenbürger in ihrer schönen Tracht, Banater Schwaben, Bauern aus der Batschka und aus Syrmien, Hamburger, Pommern, Schlesier — darunter Glieder der alten Heimatgemeinde —, Letten und schließlich die Soldaten aus den Lazaretten bildeten die gottesdienstliche Gemeinde. Nie wurden ihnen die Wege zuviel, Sonntag für Sonntag waren sie pünktlich zur Stelle, um in dieser trostlosen Zeit nicht des rechten Trostes des Evangeliums entbehren zu müssen. Bald kam aus weiteren Dörfern die Bitte, auch dort Gottesdienst zu halten. So nahm ich die Arbeit in den 4 Landkreisen: Passau-nördlich und südlich der Donau, Griesbach, Pfarrkirchen und Eggenfelden auf. Einen dienstlichen Auftrag konnte ich nicht erlangen. Der zuständige Dekan teilte lediglich den schlesischen Amtsbrüdern sein Einverständnis mit ihrer Arbeit unter den Flüchtlingen mit.

Um wenigstens eine amtliche Legitimation zu haben, hat mir schließlich ein Stadtvikar, der einen eingezogenen Pfarrer vertrat, einen Dienstauftrag

für die Arbeit unter den Flüchtlingen der genannten Kreise erteilt. Bald konnte ich *an 10 verschiedenen, zentral gelegenen Orten Gottesdienst halten*, wochentags und sonntags, morgens und abends, wie ich es auf meinen Reisen und Fußmärschen durchs Land gerade einrichten konnte. Mit Ausnahme eines Ortes standen mir überall die kath. Kirchen und Klosterkapellen bzw. Säle zur Verfügung. Die Wege zu den Gottesdienststätten waren meistens sehr weit und wegen des hügeligen Landes auch beschwerlich. Oft hatte ich zu einer Beerdigung einen Hinmarsch von 5 Stunden und dann wieder einen Rückmarsch von 5 Stunden zurückzulegen. Und das bei einer kärglichen Verpflegung. Gewöhnlich hatte ich nicht mehr als eine Schnitte Brot für den ganzen Tag in der Tasche. Ohne die freundliche Fürsorge der Flüchtlinge einerseits und der kath. Pfarrhäuser andererseits wäre es mir unmöglich gewesen, diesen anstrengenden Dienst durch Monate hindurch zu versehen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es doch eine Besonderheit ist, wenn kath. Pfarrer einem ev. Pfarrer Kanzel, Altar, Kelch und Patene überlassen. In fast jedem kath. Pfarrhaus und Kloster habe ich großes Entgegenkommen gefunden. Und wenn irgendwelche Hinderungsgründe vorlagen, dann hat ein Handschreiben des Generalvikars des Bistums Passau, Dr. Riemer, den ich zum 1. Male mit dem früheren Superintendenten von Reichenbach, jetzigen Kirchenrat Bunzel aufsuchte, und der mir in jeder Weise entgegengekommen ist, die Türen geöffnet. Und nach der Kapitulation, als jeder Postverkehr eingestellt und eine Beförderung von Nachrichten über die ev. Pfarrämter nicht möglich war, ist so mancher Brief auf dem Kurierweg über das Generalvikariat Passau ausgesandt worden und hat schnellstens sein Ziel erreicht. Leider hat von seiten der ev. Kirche sich mit Ausnahme des schon genannten Stadtvikars niemand um uns gekümmert, ja man hat nicht einmal die Zeit aufgebracht, den Amtsbruder zu empfangen, um mit ihm die Sorgen und Nöte der Flüchtlingsgemeinde zu besprechen.*) Es ist sogar vorgekommen, daß Flüchtlinge, die die Beerdigung eines Familiengliedes erbaten, an den kath. Ortspfarrer verwiesen wurden, der dann die Beerdigung unter vereinfachtem Ritus vornahm. Daß die Verbitterung unter den Flüchtlingen unter solchen Umständen wuchs, darf einen nicht verwundern. Darum habe ich keine Zeit und keine Wege gescheut, auch keinen Fliegerangriff, den Ärmsten unter den Armen den Trost des Evangeliums zu bringen. So weitete sich das Arbeitsfeld. Hier und da begann ich mit Konfirmanden- und Religionsunterricht, natürlich auch in Räumen der kath. Pfarrämter. Auf allen Dörfern begegnete ich Kindern, die kurz vor der Konfirmation die Heimat hatten verlassen müssen. Nach einer

*) **Anmerkung der Schriftleitung:** Nicht zur Entschuldigung, aber zum menschlichen Verständnis sei darauf hingewiesen, daß das plötzliche Einströmen von Tausenden evang. Flüchtlingen die dortige kleine evangel. Diasporakirche vor ungeheure Aufgaben stellt, denen sie anfangs nicht gewachsen war und die sie zuerst auch nicht übersah.

kurzen Vorbereitung konnte ich diese Kinder konfirmieren. Und da brach viel Herzeleid auf. Allzuoft war ja der Vater vermißt oder beim Volkssturm. Den Müttern ging es meistens über die Kräfte, für die Kinderschar allein zu sorgen. Auch Bibelstunden durfte ich in der kath. Kirche halten. Um das Flüchtlingselend bei den Beerdigungen nicht noch stärker zu Tage treten zu lassen, fanden sich einige Frauen zu einem Chor zusammen. So konnten die Gottesdienste und Amtshandlungen in würdiger Form vollzogen werden. Das Organistenamt übernahm ein kath. Lehrer i. R., selbst Flüchtling aus dem Saargebiet. Ich sehe ihn noch heute an der Orgel; mit welcher inneren Anteilnahme spielte er auch unser Lutherlied: „Ein feste Burg . . .“. Als Kirchendiener fungierte der kath. Meßner. Ein ordentliches Begräbnis bekamen alle ev. Flüchtlinge. Gebühren wurden grundsätzlich nicht erhoben. Ein einziges Mal gab es Kummer, weil ein Protestant in einem zur Wiederbelegung freigegebenen Grab eines Katholiken beigesetzt wurde. Da bedurfte es nur einiger freundlicher Worte, um diesen Kummer zu stillen. Die Gottesdienste wurden nach der schles. Gottesdienstordnung gehalten, weil die Mehrzahl der Flüchtlinge aus Schlesien kam. All die anderen Flüchtlinge fanden sich schnell hinein und sangen fröhlich mit. Die einheimische, katholische Bevölkerung hat manches liebe Mal dem Gesang der ev. Gemeinde zugehört. In jeder schles. Flüchtlingsfamilie war ja mindestens ein Gesangbuch vorhanden. Außerdem halfen uns etwa 20 kleine Feldgesangbücher, die ich stets bei mir hatte. —

Ein besonderes Anliegen war es mir, die Flüchtlingsfamilien auf den *verstreuten Einödhöfen* aufzusuchen und ihnen Mut zuzusprechen. Nie werde ich die Siebenbürger Bauern vergessen, die mit ihrer ganzen Sippe auf einem Rittergut untergebracht waren. Welch prachtvolle Gestalten, diese glaubensstarken Männer und Frauen, die sich von ihrer Sitte und ihrem Brauchtum nichts abmarkten ließen. Da forderte der Inspektor des Gutes sie eines Sonntagmorgens auf, auf den Acker zur Arbeit zu gehen. Sie entgegneten ihm, daß sie als freie Bauern daheim nie am Sonntag gearbeitet hätten und stets mit ihrer Arbeit fertig geworden wären, sie auch jetzt trotz ihrer Not keine Arbeit anrühren würden. Sie würden den Sonntag heiligen. Daß es in Deutschland mehr solcher Männer und Frauen gäbe! — Große Sorge bereiteten *die in der Umgebung untergebrachten schlesischen Waisenhäuser* aus Altdorf bei Pleß, Neiße und Glatz. Das *Altdorfer Haus* war in einem Kloster der Benediktinerinnen in Tettenweiß untergebracht. Die Miechowitzer Schwestern hatten hier einen schweren Stand. Ein Benediktinerpater, der die Seelsorge an den Nonnen ausübte, die ja in strenger Klausur lebten, hätte zu gern einige der Schwestern zum Übertritt veranlaßt, die all seine Bemühungen mit einem Lächeln quittierten. Leider mußte ich in diesem Kloster Zeuge einer Aufnahme von 2 Schlesierinnen sein, darunter von einem jungen evangelischen Mädchen, die unter dem Druck der Zeit und der Ereignisse ihre Zuflucht hinter den Klostermauern suchten.

Wieviel Versäumnis der ev. Kirche mag Menschen in dieser Zeit zu solchen Schritten getrieben haben. — Die beiden andern Kinderheime waren weit schlechter untergebracht. Die *Neißer* bewohnten einen Schulraum in einem Passauer Vorort. Eines Tages kam die leitende Schwester zu mir mit der Nachricht, daß die Waisenkinder aus der Neißer Diaspora, die glücklich hinüber gerettet waren, an kath. Pflegeeltern verteilt werden sollten. Sofort habe ich die Leitung der Caritas in Passau aufgesucht und mir eine derartige Handlungsweise verboten. Leider habe ich die Antwort entgegennehmen müssen, daß die Passauer Innere Mission sich nicht um das Heim kümmern, die Caritas dafür aber nicht aufkommen könne. Mit der brüderlichen Hilfe des schon erwähnten Stadtvikars ist es mir dann ohne die Innere Mission gelungen, dem Waisenhaus eine neue Bleibe zu schaffen und die weitere Existenz zu garantieren. Geldmangel herrschte allzeit in den Waisenhäusern, besonders nach der Kapitulation. So mußte ich die Opferwilligkeit der Flüchtlingsgemeinde in Anspruch nehmen. Und es war immer eine rechte Opferfreudigkeit da. Eine Kollekte von 250,— RM war keine Seltenheit, wenn ich die Nöte der Waisenhäuser darlegte. In dem halben Jahre meiner Tätigkeit in der niederbayerischen Diaspora betrug die Kollekten und Opfer der Flüchtlinge rund 5000,— RM, mit denen ich mancherlei Nöte lindern konnte. Mit großer Dankbarkeit denke ich gerade daran zurück. Wir waren eine große Familie, in der ein Glied für das andere sorgte. —

Ein *Flüchtlingskrankenhaus*, aus Pommern verlagert, hatte in einer Schule in Pocking eine völlig unzulängliche Bleibe gefunden. Die Patienten, durchweg alte Leute, waren auf der langen Fahrt das Opfer eines Fliegerangriffes geworden. Manchen von ihnen mußten wir bald zum Gottesacker bringen. — In dem Kloster Fürstenzell, dem kath. Krankenhaus Fürstenzell und dem ehemaligen Kurhause von Bad Höhenstadt waren *Lazarette* untergebracht. Ein Lazarettpfarrer ließ sich nie sehen. Kein Wunder, daß man sich sofort an mich wandte. Man fragte nicht mehr, wie es daheim Brauch war, nach der amtlichen Bestallung durch den Wehrkreis, sondern war vielmehr froh, daß sich endlich jemand um die Verwundeten kümmerte. Viele Schlesier waren unter ihnen. Betrübtlich war nur die Haltung der SS-Leute, die gesondert lagen. In diesem Zimmer lag auch ein junger SS-Mann aus Bad Warmbrunn, dessen Eltern ich von meinem früheren Dienst dort kannte. Es stand sehr schlecht um ihn. Ich wollte ihn gern sprechen. Aber in seiner ideologischen Verbohrtheit und aus Furcht vor dem neben ihm liegenden SS-Sturmführer lehnte er den Besuch des Pfaffen ab. Er ist bald darauf gestorben. Ich habe ihn dann, wie alle seine Kameraden, beerdigt. Das Sterben unter den Verwundeten wurde so groß, daß vor dem kleinen Dorffriedhof ein eigener Soldatenfriedhof angelegt werden mußte. Am schlimmsten wurde es nach der Kapitulation. Es waren keine Särge mehr vorhanden. Der Tischler wollte keine mehr herstellen.

In der Julihitze haben wir oft bis 15 Tote ohne Sarg, nur in eine Decke gehüllt, der Erde übergeben. Die Kamerader, die vor der Kapitulation sich bei jeder Beerdigung beteiligten und auch die Särge trugen, weigerten sich jetzt. Die vor dem Feind bewährte Kameradschaft hatte jetzt ein Ende. Mein Drängen bei der Lazarettverwaltung führte schließlich zur Einrichtung einer eigenen Tischlerwerkstatt, die Särge in genügender Zahl herstellte. —

Am meisten bedrückte mich die Begegnung mit 2 Männern, die nach jahrelangem Aufenthalt in den verschiedensten *KZ-Lagern* der Vergasung im Vernichtungslager Mauthausen in Österreich entgangen waren. Abgerissen, unterernährt, mit zerschlagenen Gliedern, krank an Leib und Seele befanden sie sich wenige Tage nach der Kapitulation auf dem Heimweg zu ihren Angehörigen. Völlig entkräftet blieben sie auf der Landstraße liegen. Man brachte sie ins Krankenhaus nach Fürstenzell. Wie schwer war es, diesen Menschen gegenüber zu stehen, ihnen ein hilfreiches Wort zu sagen, die unter der Brutalität von Teufeln in Menschengestalt gelitten hatten. Die Frau eines SS-Mannes, der ich von dem Erlebnis berichtete, hatte mir dann Wäsche und Kleidung ihres Mannes gegeben, damit ich der schlimmsten Not abhelfen konnte. Leider kam alle Hilfe zu spät. Der Tod hatte längst seine Hand nach ihnen ausgestreckt. Der eine, ein Berliner, starb bald, der andere, ein Saarländer, wenige Tage später. Den Berliner habe ich noch zur letzten Ruhe geleiten können. Sein Grab bleibt eine Anklage gegen die erbarmungslose Menschheit. —

Auf meinen weiten Märschen kam ich auch nach Neuhaus am Inn, wo ich eine Beerdigung zu halten hatte. Gegenüber lag die österreichische Kreisstadt Schärding. Dort amtierte ein Flüchtlingspastor aus Syrmien, den ich bei dieser Gelegenheit aufsuchte. *Die Stimmung in Österreich war damals äußerst unfreundlich.* Das Verhältnis zur kath. Kirche des Bistums Linz war denkbar schlecht. Die ev. Flüchtlinge durften keinen Gottesdienst in der kath. Kirche oder Schule halten. Man wies sie in das Kino, ja machte ihnen auch da Schwierigkeiten, wo es nur irgend ging. In welcher glücklicher Lage waren wir da auf der anderen Seite des Inn. —

Die Tage um den 2. Mai, an dem wir vom Amerikaner überrollt wurden, glichen den Tagen, die wir daheim erlebt hatten, als die Russen immer näher rückten und der Geschützdonner zum täglichen Brot gehörte. Der Bayernputsch schlug seine Wellen bis in unsern Ort. Es ging aber alles glimpflich ab. Am 1. Mai machte ich mich wieder auf den Weg nach dem großen Lazarett in Fürstenzell, um die Beerdigung des kommenden Tages zu besprechen. Ein Offizier, der mit seinem Auto merkwürdigerweise nur Feldwege benutzte, forderte mich auf, mit ihm zu fahren. In der Meinung, schneller zum Ziel zu kommen, willigte ich ein. Ich hatte mich gewaltig getäuscht. Ich hatte den letzten Kommandeur von Passau, den Ge-

neral Hassenstein, vor mir. Er rekognoszierte die Gegend für den Endkampf am nächsten Tage und brauchte mich als Flugzeugbeobachter, da die Tiefflieger wie die Mücken in der Gegend herumschwirrten. Bald überholten uns Omnibusse jeglicher Art mit dem Personal der großen Flugplätze in Pocking, die in den Endkampf auf den Donauhöhen geworfen wurden. Die Flugplätze waren längst zerstört, die Feindflieger seit Tagen Herren der Luft. Die Zerstörung des Pockinger Flugplatzes habe ich mit eigenen Augen gesehen. Es gab in Pocking keine Luftschutzbunker für die Patienten des Flüchtlingskrankenhauses. So konnten wir vom Garten aus sehen, daß sich die Zerstörung wie auf einem Übungsplatz vollzog. Die Lokomotiven, die wegen der Braunkohlenheizung mühsam ihre Fracht über die Berge zogen, wurden Tag für Tag ein Opfer der Tiefflieger. Weh dem Bahnhof, auf dem ein dampfender Zug stand. Nach einem Tieffliegerangriff auf einen Zug ganz in unserer Nähe ging ein ganzes Gehöft in Flammen auf. Direkt vor unserem Hause kam der Zug zum Stehen. Die männlichen Bewohner des Hauses haben dann sehr zum Verdruß der Insassen dieses Zuges, hoher Beamter militärischer Berliner Dienststellen, die nach Vorarlberg wollten, und ihrer „Frauen“, die Nacht hindurch Wache gestanden. Ein einziges Geschöß hätte genügt, das Haus in Sekunden einzuzäschern. Am letzten Tage vor dem Einrücken der Amerikaner wurden die Hitlerjüngens zur Verteidigung der mit Verwundeten überfüllten Stadt Passau aufgeboten. Die Väter waren weithin vernünftig genug, die Jungen in Sicherheit zu bringen. Am 2. Mai gegen 9 Uhr, ich war schon wieder unterwegs zur Beerdigung eines Soldaten, kamen die amerikanischen Panzer in Begleitung leichter Flugzeuge. Ich konnte die Beerdigung trotz des akuten Kriegszustandes ungestört durchführen. Die Panzer wichen uns aus, nicht einmal die Kriegsflagge auf dem Sarg wurde beanstandet. Nur die Bevölkerung, die sonst, sei es aus Anteilnahme, sei es aus Neugierde, an jeder Beerdigung teilnahm, war wie vom Erdboden verschwunden. Den Rückweg konnte ich in Ruhe zurücklegen. Daheim angekommen, fand ich den *Ausweisungsbefehl aus meiner Bleibe* vor. Mit den wenigen Habseligkeiten zogen wir in die Gaststube der benachbarten Wirtschaft und haben dort für einige Zeit gehaust. Indessen tobte in Passau ein schwerer Kampf. Die SS, die noch kurz vor der Übergabe der Stadt etwa 100 Russen umgelegt hatte, zerstörte die Brücken und die Wasserleitung. Noch im September gab es Ortsteile ohne Wasser. Die Fronttruppen blieben etwa 4—5 Tage, da alle Innbrücken zerstört waren, die SS sich verzweifelt in den Wäldern wehrte. Ausgangssperre über das Dorf hinaus machte mir eine Tätigkeit im bisherigen Rahmen für etwa 1 Woche unmöglich. Dann versuchte ich Fühlung mit den Kommandaturen zu bekommen, um ein Permit für weitere Reisen zu erlangen. Das habe ich zwar nicht erreicht, bin dann aber ohne Permit durch die Sperren hindurchgekommen. Alle Befürchtungen, besonders hinsichtlich der schwarzen Besatzungssoldaten, waren um-

sonst. Es herrschte durchaus Ruhe und Ordnung. Wenn wirklich etwas geschehen ist, war oft die Bevölkerung selbst schuld, die die Haustüren bis 22 Uhr offenließ oder Alkohol in größeren Mengen in den von Soldaten besetzten Häusern zurückließ. In kurzer Zeit herrschte wieder ein geregelter Leben. Man atmete wieder auf. Die Ostdeutschen aber fanden keine Ruhe. Für uns gab es nur einen Wunsch: nach Hause! Woche um Woche fuhr ich zur Militärregierung, um einen Abtransport zu erwirken. Wir waren ja damals noch der Meinung, daß die Nachrichten um die Oder-Neiße-Linie nur Gerüchte seien. Regelmäßig wurde ich nicht nur abgewiesen, sondern hinausgewiesen. Beschämend war, daß dabei deutsche Frauen eine besondere Rolle spielten, die allzu schnell in Dolmetscherstellungen eine Tätigkeit fanden. Auf vielen Umwegen bin ich schließlich bis zum Gouverneur vorgedrungen, ohne auch nur irgendetwas zu erreichen. Als schließlich besondere Papiere zum Abtransport der Flüchtlinge und DP's ausgehändigt wurden, bekamen die Gerüchte um eine baldige Heimkehr neue Nahrung. Die Enttäuschung wurde immer größer. Wie wichtig war gerade in diesen Tagen der Dienst mit Wort und Sakrament! Leider war auch mir eine Grenze gesetzt. Einmal bekam mir das Klima gar nicht. Mein Lungenleiden machte sich bemerkbar. Der Arzt untersagte mir die Tätigkeit im bisherigen Umfange. Sodann ging mein Geld aus. Bisher hatte ich von den mitgebrachten Reserven gelebt. Von den Kollekten und Opfern der Flüchtlinge mochte ich nicht leben; ich verteilte diese an die Waisenhäuser und an bedürftige Flüchtlinge. Ich kam zur Meinung, Anschluß bei den Provinzialkirchen der APU *) im Westen suchen zu müssen. Die Kirchenbehörden in München, die ich im September aufsuchte, rieten mir auch dazu. Da sich meine Schwiegereltern in Siegerlande als Flüchtlinge befanden, suchte ich dort ein Unterkommen. Auf tagelangen Kohlenzugfahrten kam ich dorthin. In der Engigkeit meiner schwiegerelterlichen Wohnung wurde mir behördlicherseits der Aufenthalt gewährt. Die dortigen Amtsbrüder waren der Meinung, daß ich schnell einen Dienstauftrag erhalten würde. So fuhr ich mit einer gewissen Hoffnung zu meiner Familie nach Bayern zurück, um die Umsiedlung in die Wege zu leiten. Auf der Rückreise fuhr unser Kohlenzug auf einen amerikanischen Pionierzug auf, entgleiste und schob die Kohlenwagen wie eine Ziehharmonika ineinander. Unter den Kohlen lagen Tote und Verwundete in großer Zahl, unter ihnen entlassene schlesische Soldaten, die ihre Angehörigen suchten, mit denen ich kurze Zeit vorher noch gesprochen hatte. Rasch tritt der Tod den Menschen an! Durch Gottes Fügung bin ich heil aus dem Unglück herausgekommen, aber das Erleben dieses Tages hat mir lange keine Ruhe gelassen, denn ich hätte ebenso gut zu den Toten gehören können. —

Nach meiner Rückkehr brach ich meine Zelte ab. Es war ein ungeheuer

*) Alte Preußische Union.

schwerer Schritt. *Ich brach damit zugleich eine Arbeit ab, die die schönste in meinem Amtsleben gewesen ist.* —

Am 6. Oktober kam ich im Siegerlande an. Da meine Bewerbungen ohne Erfolg blieben, begab ich mich nach Bielefeld, wo die entscheidenden Behörden untergebracht waren. Erst ging ich nach Bethel. Dort erlebte ich eine große Enttäuschung. So gewiß ich nicht erwarten konnte, daß man mir eine Arbeit zuwies, so hatte ich doch ein menschliches Verstehen erwartet. Leider war das nicht der Fall. Bei mir schlug damals eine Tür zu.)* Beim ev. Hilfswerk sagte man mir, daß man grundsätzlich keine Flüchtlingspastoren in den Dienst stelle. Die Kirchenleitung gab mir nach langem Warten einen schriftlichen Bescheid mit, daß ich einen Dienstauftrag in Aussicht hätte, meine wirtschaftliche Versorgung durch Übernahme in die Nothilfe gesichert sei. Und dann wartete ich wieder. Inzwischen ging ich stempeln. Hier und da durfte ich predigen, liebe Amtsbrüder forderten mich dazu auf. Aber das war alles nur gelegentlich. Von der rheinischen Kirche wurde mir mitgeteilt, daß eine Bewerbung aussichtslos sei. In der nassauischen Kirche, in Herborn, fand ich in dem Leiter des Predigerseminars einen brüderlichen, verständnisvollen Menschen, der mir gern geholfen hätte, es aber wegen der schwierigen Verhältnisse in der französischen Zone nicht konnte. Oldenburg schickte mir eine Absage mit dem Hinweis, „ich solle nach Schlesien gehen“. Wie? das hat mir der betreffende Oberkirchenrat allerdings nicht mitgeteilt, auch nicht, wer sich dann um die völlig mittellose Familie kümmern würde. Ich war drauf und dran, mir vom Arbeitsamt eine Straßenarbeit zuweisen zu lassen, um wenigstens die Lebensmittelkarten zu erhalten, die mir entzogen werden sollten, weil ich keine Arbeit in meinem Beruf nachweisen konnte. Da teilte mir meine Mutter, die auf Sylt als Flüchtling lebte, mit, daß in *Schleswig-Holstein* eine Möglichkeit für einen Dienstauftrag bestünde. Obwohl die Vorfahren mütterlicherseits aus Schleswig-Holstein stammten, ja eine ganze Reihe von ihnen Pastoren der dortigen Kirche waren, hatte ich wenig Neigung, dort einen Dienst zu übernehmen. Man sprach ja immer nur von der toten schleswig-holsteinischen Kirche, von leeren Kirchen und finsternen Heidentum. Das Untätigsein behagte mir aber nicht. So reiste ich wieder mit Kohlenzügen nach Sylt und Flensburg in der Dezemberkälte. Der damalige Präses, jetzige Bischof *D. Halfmann*, empfing mich sehr freundlich, machte mir zwar keine Versprechungen, sagte mir aber zu, daß er etwas von sich hören lassen würde. Am Altjahrsabend erreichte mich im Siegerland ein Telegramm mit der erfreulichen Nachricht, daß ich sofort in Keitum auf Sylt den Dienst antreten könne. Eine Wohnung war vorerst nicht vorhanden. Meine Familie mußte ich im Siegerland zurücklassen. Aber ich war in Tätigkeit. Eine bodenständige Gemeinde und Scharen von Flüchtlingen,

*) Vergl. dazu die völlig umgekehrte Erfahrung des Diakonissenhauses Frankenstein in Bethel, allerdings ein Jahr später! Die Schriftleitung.

die die vielen ehemaligen Soldatenlager füllten, warteten auf mich. Die Not wuchs von Tag zu Tag. Typhus, den wir schon von Bayern her kannten, war täglicher Gast. Und dann setzte die 1. Hilfe des Ev. Hilfswerkes ein. Neben meinem Pfarramt bekam ich noch den Auftrag zur besonderen Betreuung der vielen Lager, bis diese in die Gemeinden richtig eingegliedert wurden. In all den verschiedenen Lagern konnten Gottesdienste gehalten werden. Unterricht wurde gleichfalls erteilt. Ein großes Flüchtlingsaltersheim auf dem ehemaligen Flugplatz erforderte eine besondere Betreuung. Im April 46 konnte ich meine Familie endlich nachholen, meine Frau schwer erkrankt, eine Folge der Strapazen bei der Evakuierung. Die Sorgen ließen nicht nach. Im Juni 46 klappte ich bei einer Beerdigung zusammen. Die Kräfte reichten nicht mehr aus. Ich mußte wieder zur Lungenfürsorge. Die Zulagen und eine vom Hilfswerk vermittelte Pakethilfe haben das Schlimmste abgewendet.

Die Arbeit auf der Insel hat mir, der ich ja aus dem Gebirge kam, Freude bereitet. Ich bin gern dort gewesen. Und es war ein eigenes Gefühl, in einem Pfarrhaus zu wohnen, das ein Vorfahr erbaut hatte, auf einer Kanzel zu stehen, die ein Vorfahr gestiftet hatte, auf der weitere Vorfahren Gottes Wort verkündigt hatten, die Abendmahlsgesetze in den Händen zu halten, die wiederum eine Stiftung des Vorfahren waren, in den Kirchenbüchern zu lesen, deren erste Eintragungen von der Hand des Vorfahren stammten. Die schleswig-holsteinische ev.-luth. Landeskirche hat uns als Brüder aufgenommen.

Wir sind in der von so manchem Amtsbruder verschrieenen lutherischen Kirche unseres Bekenntnisses wegen nie bedrängt worden, wie behauptet worden ist. Ganz im Gegenteil, wir fanden Verhältnisse wie daheim vor, wo wir trotz APU Lutheraner waren. In dieser Zeit fand unsere eigene Kirchenleitung kein helfendes Wort für uns. Wir kamen uns verlassen und ausgestoßen vor. Die einzige Berührung, die ich und manche Amtsbrüder mit der heimatlichen Kirchenleitung bekamen, war eine Aufforderung zu einem seelsorgerischen Gespräch mit einem siegelführenden Beauftragten der Kirchenleitung im Westen, der das schlesische Kirchenregiment im Westen darstellen sollte. Vom Ausgang dieses Gespräches sollte unser weiteres Amtieren abhängig sein. Die große Schuld, die man uns vorwarf, war, daß wir — z. T. Glieder der BK —, zu der ich seit meiner Studentenzeit gehörte — bei Herrn Bischof D. Zänker und Herrn OKR Schwarz die Examina abgelegt hatten. Ja, die Kirchenleitung in Görlitz hat am 11. 11. 1948 darauf bestanden, „daß alle Pastoren, die nach dem 1. 1. 1936 in Schlesien außerhalb der Bekennenden Kirche (d. h. außerhalb der Naumburger Richtung) ihre theologischen Prüfungen abgelegt haben, diese ihre damalige Examensmeldung als geistliche Fehlentscheidung ansehen, sie als eine Schuld anerkennen und ein seelsorgerisches Gespräch eingehen, das aus Buße und Bitte um Absolution besteht.“

Nicht Hilfe wurde den schlesischen Amtsbrüdern von ihrer heimatlichen Kirchenleitung zuteil, sondern eine Diffamierung sondergleichen. Nun, auch hier darf ich wieder bekennen, daß die lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins und unser verehrter Bischof D. Halfmann uns treulich zur Seite gestanden sind und ein derartiges Ketzergericht über uns abgewiesen haben. Die schlesischen Amtsbrüder, die sich zu brüderlicher Gemeinschaft zusammen fanden, haben noch manches harte Wort und manche bittere Erfahrung seitens der Görlitzer Vertreter einstecken müssen. Einer dieser radikalen BK-Amtsbrüder, dessen Namen ich lieber verschweigen will, rief mir auf einer Tagung zu, ich müßte mein Verhalten vor der Ewigkeit verantworten, weil ich es ablehnte, auf Fragen Rede und Antwort zu stehen, die für uns außer jeglicher Diskussion standen. Ja, derselbe Bruder drohte, uns unter Hinweis auf sein Erleben unter Nazis, Polen und Russen beim Reichsbruderrat anzuzeigen.

Im Rückblick scheinen mir diese Äußerungen Anzeichen eines Sterbens unserer geliebten Heimatkirche zu sein. In solcher Notzeit, wo wir das Bild einer brüderlichen Gemeinschaft hätten zeigen sollen, sind wir zum „skandalon“ geworden. Ich habe mich in dieser Zeit für meine Heimatkirche ehrlich geschämt, zumal die mir fremde Landeskirche Bruderschaft geboten und geschenkt hat.

Möchten all diese schweren Erfahrungen einmal, wenn uns eine Rückkehr geschenkt sein wird, der schlesischen Kirche zum Segen gereichen, zumal es viele Menschen, auch Amtsbrüder gibt, die die Lage der Flüchtlingspastoren, ihre schwere Arbeit, ihre Einsamkeit und ihre äußeren und inneren Nöte überhaupt nicht gekannt haben.

Konrad Feige

Großkniegnitz

Kreis Reichenbach-Eule 1945-46

Bericht des Kantors und Hauptlehrers Ernst Zöfelt, seit 1923 dort,
über seine Erlebnisse in der Gemeinde.

Die Front rückte dem Heimatdorfe Großkniegnitz immer näher. Als am 2. 2. 1945 die ersten Bomben auf den Ort fielen (bei Helmut Krämer, Lache, Rohde), war der Zeitpunkt für den „Treck“ der Bewohner gekommen. Die Bauern zogen mit ihren Gespannen bis in die Gegend von Kudowa, Hummelstadt, während die kinderreichen Familien mit der Bahn nach der Tschechoslowakei weitergeleitet wurden. Von ihren Quartieren kamen die Besitzer zur Frühjahrsbestellung der heimatlichen Fluren, über-